

*Parther und Meder und Elamiter und die da wohnen in Mesopotamien,  
Judäa und Kappadozien, Pontus und der Provinz Asia, Phrygien und  
Pamphylien, Ägypten und der Gegend von Kyrene in Libyen und Römer*

*aus dem Predigttext: Apg 2, 1-18*

Liebe Gemeinde,

wenn diese Aufzählung verlesen wird, ist Pfingsten. In jedem Jahr aufs Neue hören wir die Namen dieser Landstriche. Wir können sie vielleicht nicht zuordnen, konkrete Bereiche auf der Landkarte vorm inneren Auges markieren, doch seit jeher gehören diese Namen zum Pfingstfest dazu. Ja, auch wenn sie uns fremd bleiben, sind sie Teil des Pfingstfestes. Und es ist gut und richtig, wenn sie so in uns Befremden auslösen. Es würde gar keinen Sinn machen, würde ich jetzt versuchen zu erklären, wo Elamiter heimisch waren oder wo Pamphylien zu verorten ist. Denn von Anfang an stehen diese Regionen mit ihren unterschiedlichen Sprachen für Fremdheit. Schon die ersten Leser der Apostelgeschichte waren sich im Klaren, dass eine Menschenmenge mit so unterschiedlicher Herkunft sich unmöglich untereinander verstehen könnte. Wenn jeder eine andere Muttersprache hat, ist es schwer sich zu verständigen. Unterschiedlichkeit, Fremdheit das kommt zum Ausdruck, wenn solch eine Liste der Regionen verlesen wird. Und doch steht sie hier unter einem ganz anderen Vorzeichen. Denn es wird ja erzählt, dass jeder aus der Menge seine eigene

Muttersprache zu Ohren bekommt. Plötzlich hinterlässt diese Liste nicht mehr den Eindruck der Fremdheit, sondern weckt Erstaunen. Hier verstehen sich jene, die sich zuvor nie verstehen konnten.

Das ist Pfingsten. Die Liste erzählt nicht mehr von Menschen, die nach Herkunft unterteilt und dadurch voneinander getrennt sind. Unter dem Vorzeichen des Pfingsttages weitet sich stattdessen mit jedem Namen der Auflistung der Horizont – die und auch die und jene, ... – alle dürfen sich sich ganz direkt und persönlich angesprochen fühlen.

Welch wunderbare Dimension hat diese Geschichte:

Alle verstehen, allen erschließt sich die Botschaft des Evangeliums und keiner bleibt außen vor.

Dass Menschen sich einander verständlich machen können, dass sie sich verstehen, das wirkt der Heilige Geist. So lautet die Botschaft des Pfingstfestes. Ich glaube, dass damit vielmehr gemeint ist als das rein sprachliche Verstehen. Der Heilige Geist überwindet nicht einfach nur Sprachbarrieren, wie moderne Übersetzungsprogramme auf dem Smartphone von google und Co. Der Geist Gottes schafft ein Verständnis, was viel tiefer reicht als exakte Übersetzungen. Gottes Geist ermöglicht ein persönliches Verständnis für den anderen und die andere.

Bevor die Jünger von den Fremden verstanden werden konnten, mussten sie ihrerseits ein Verständnis aufbringen, dass sie aus sich selbst heraus nicht hätten leisten können. Wer verstanden werden will, muss sich in andere einfühlen können, verstehen, was sie bewegt.

Bis heute ist das für uns Menschen eine große Herausforderung andere so zu verstehen, selbst wenn wir die gleiche Sprache sprechen. Verständnis füreinander aufzubringen, kostet sehr viel Kraft. Wir wissen, es braucht ein hohes Maß an Zugewandtheit und die aufrichtige Haltung der Liebe, um sich so weit in die Situation und die Haltung eines anderen einzufühlen, dass wir ihn wirklich verstehen.

Welcher Natur das Verständnis sein könnte, was uns in der Erzählung des Pfingstwunders begegnet, erahnen wir, wenn wir uns die Situation der Jünger bewusst machen.

Sie waren in Jerusalem versammelt. Jesus hatte sie zusammengebracht, als er noch bei ihnen war. Er hatte diesen besonderen Geist in ihre Gemeinschaft getragen. Die Haltung, die es ihnen ermöglicht hatte so viel Verständnis füreinander aufzubringen, dass selbst Männer aus verfeindeten Gruppen gemeinsam mit Jesus durch Galiläa gezogen waren, größten Verzicht geübt hatten und alles, was sie besaßen geschwisterlich

untereinander teilten.

Diese Erlebnisse hatten sie geprägt. Auch als Jesus von ihnen gegangen war, hielt ihre Gemeinschaft. Und mehr noch die Jünger wussten, was sie hätten tun sollen. Ihnen war klar, worin ihr jetzt Auftrag bestand. Sie hätten den Geist der in ihrer Gemeinschaft bereits herrschte, weitertragen sollen, andere damit ansprechen und sie in diese Gemeinschaft hineinnehmen sollen. Aber sie konnten es nicht. Sie konnten beim besten Willen nicht so sein wie er. Sie waren nicht wie Jesus. Ernüchterung machte sich unter ihnen breit. Und sie hatten Sorge, es würde nicht weitergehen. Wer Jesus nicht erlebt hatte, würde den Glauben an ihn nie gewinnen. Die Geschichte des Glaubens würde wohl mit ihnen zu Ende gehen. Das ist ein Gefühl, was alle, die sich heute Sorgen um die Kirche machen bestens nachvollziehen können.

Die Jünger Jesu wussten, was sie hätten tun sollen, aber sie konnten beim besten Willen nicht so sein wie er. In dieser Einsicht steckt zugleich sehr viel Weisheit. Die Jünger konnten nicht sein wie Jesus. Der Glaube schafft keine Übermenschen und Superhelden – auch heute nicht.

Dieses demütige Selbstverständnis der Jünger steht jener Haltung gegenüber, die uns heute in der Erzählung vom Turmbau zu Babel begegnet ist.

Auch dort waren die Menschen zunächst eines Sinnes gewesen und sie sprachen sogar noch alle die gleiche Sprache. Doch dann meinten sie an Gottes Stelle treten zu können, Gott nicht mehr über sich zu brauchen. Sie waren sich selbst genug, wollten emporsteigen und akzeptierten nichts über sich. Wir haben gehört, dass unter den Hochmütigen ganz plötzlich Zwietracht entstand. Das Verständnis füreinander kam ihnen abhanden und sie sprachen schlagartig nicht mehr die gleiche Sprache.

Dieser Versuchung aus eigener Kraft das tun zu wollen, was nur Gott zusteht, erlagen die Jünger damals nicht. Sie begriffen, dass keiner wie Jesus war und zugleich verzweifelten sie nicht, sondern hatten Geduld. Sie blieben in Eintracht zusammen. Ja, sie klagten sich nicht gegenseitig an die Schuld an dieser misslichen Lage zu tragen. Anders als die Leute in Babel wurden sie nicht in alle Himmelsrichtungen zerstreut, sondern sammelten sich in Jerusalem. Ihr Vorbild gilt bis heute. Wenn ich akzeptiere, dass Gott über mir steht, habe ich es leichter auch den Nächsten neben mir in rechten Licht zu sehen. Denn dann bin ich mir im Klaren darüber, dass ich nicht das Maß aller Dinge bin, sondern dass der andere genau so Recht haben kann wie ich. Eben weil Gott die Instanz ist, die über uns beiden steht.

Am Pfingsttag, 50 Tage nach dem Passahfest empfangen die Jünger den Heiligen Geist, jenen Geist, den Jesus verkörpert hatte, als er bei ihnen gewesen war. Als das geschah gingen sie los und erreichten die Menschen. Auch das war kein Selbstläufer. Wir haben gehört, dass viele vermuteten sie seien schlichtweg betrunken.

Doch dass die Jünger überhaupt losgehen und sich verständlich machen konnten, das schrieben sie dem Heiligen Geist zu – nicht sich selbst.

Nur im Heiligen Geist konnten sie von dem erzählen, was sie erlebt hatten und gleichzeitig nicht hochmütig werden. Zugewandtheit und Liebe leben, ohne daraus den eigenen Vorteil ziehen zu wollen. Und damit Gottes Liebe, das Zeugnis Jesu authentisch und klar verkündigen. Das ist eine erstaunliche Begebenheit und die beneidenswerte Erfahrung der Jünger mit dem Heiligen Geist.

Liebe Gemeinde,  
schnell schaut man erstaunt und etwas abständig auf dieses Wunder des Verstehens. Es scheint doch weit weg zu sein. Wo geschieht so etwas in der Kirche von heute, fragt man sich?

Doch in der jungen Geschichte unserer Kirchengemeinde haben wir gleich zweimal erleben dürfen, dass die Erzählung aus der Apostelgeschichte nicht nur ein Wunder aus vergangenen Tagen ist, sondern dass sie sich wiederholt. Da, wo Christen den Geist Gottes erwarten und auf ihn bauen. Zuerst zogen Spätaussiedler aus Russland, Kasachstan und anderen Ländern der ehemaligen UdSSR in den Gesundbrunnen und vor wenigen Jahren geflüchtete Geschwister aus dem Iran und aus Afghanistan. Die Verständigung fiel nicht immer leicht, doch gerade weil sie von einem gemeinsamen Geist getragen war, konnte sie gelingen. Viele die kamen verstanden, dass sie willkommen sind, auch wenn sie den Worten nicht immer folgen konnten und selbst oft lange nach Worten suchten. Ich bin davon überzeugt, dass nicht allein die Bereitschaft tolerant und offen zu sein diese Erfahrungen ermöglichte, sondern dass der Heilige Geist darin wirkte. Wir haben das heute in den kleinen Choreinlagen spüren können. Die Sprachen bleiben vielleicht fremd, aber die Glaubenserfahrungen und der Lobpreis Gottes übersteigt diese Grenzen. Damals und heute.

*Kanzelsegen:* Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth.